

1 Einleitung

»Standing on the edge of a silver future« steht auf der Schaufensterscheibe des SilverFutures in Berlin-Neukölln in selbst ausgeschnittenen, silber glitzernden Buchstaben, »For Kings and Queens and Criminal Queers«, so der Untertitel. Vielleicht will die Queerbar damit eine utopische Zukunft einläuten oder die Vorstellung der Betreiber_innen untermalen, dass eine bessere Welt nicht weit entfernt ist. Diese Phantasie einer queeren Utopie legt mir zumindest das Warnschild »You just left the heteronormative sector« nahe, das hinter dem Tresen hängt und mir beim Betreten der Bar sofort ins Auge springt. Drei Jahrzehnte nach Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) und nach dem Einzug des Poststrukturalismus seit Ende der 1990er Jahre auch in die deutschen Debatten haben sich insbesondere in Berlin queere Szenen¹ entwickelt, die sich nicht einfach nur über Sexualität definieren wollen, wie der Begriff »queer« nahelegt und wie dies in manchen Szenen deutscher Großstädte der Fall ist. Die Szenen von Interesse schreiben sich Dekonstruktion von Geschlecht und das Kritisieren von Heteronormativität auf die Fahnen und hinterfragen auch andere hegemoniale Vorstellungen wie rassistische Zuschreibungen oder Skripte monogamer Zweierbeziehungen. Zugleich wird die Kritik von Heteronormativität zur scene-eigenen Norm und mit der Idee der Heterogenität der Lebensweisen zum Grundsatz des scene-internen Wertesystems erhoben (vgl. Schuster 2010: 248). Butlers Nutzung von Performativität (vgl. 2.2) durch die Verschiebung von Diskursen (mittels der Produktion von Irritation), die sie in Praktiken des *Drag*² verortet und fordert (1990), kann in Berliner Queerszenen vielleicht sogar als Alltagspraxis verstanden werden. Einige dieser Praktiken werden innerhalb Berliner queer-feministischer Räume als subversiv betrachtet.

Viele Praktiken, die in queeren Räumen positiv besetzt sind und gefeiert werden, stehen im Konflikt mit gesellschaftlich-hegemonialen Normen von Geschlechtlichkeit,

1 Siehe mein Verständnis von »queer« in 2.4 und zum Szenebegriff 5.2.3.

2 Am Ende dieser Arbeit befindet sich ein Glossar mit Erläuterungen zu allen erwähnten queeren Veranstaltungen und Orten sowie der verwendeten scene-spezifischen Begriffe. Im Fließtext wurden diese Begriffe kursiv gesetzt. (Darüber hinaus wurden auch Buch-, Kapitel- und Abschnittstitel kursiviert.)

Sexualität und Körperlichkeit. Daher sind es Praktiken, die von besonders prekären Subjekten ausgeführt werden, die sich in der Zone der Unbewohnbarkeit (vgl. Butler 1997: 23) befinden, in Zonen der Unbestimmtheit, die nicht den hegemonialen Normen entsprechen. Die Frage nach Handlungsfähigkeit stellt sich hier vor dem Hintergrund von Gayatri Spivaks Frage nach der Sprechfähigkeit der Subalternen (2014 [1988]), denn in queeren Räumen³ lassen sich viele Menschen finden, die sich in prekären Lagen befinden und besonders verwundbar sind⁴ und doch entsteht hier Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial.⁵ **Meine Forschungsfrage lautet daher: Wie entsteht Handlungsfähigkeit durch Praktiken in queeren Räumen in Berlin?** Hierfür betrachte ich Praktiken von Un_Bestimmtheit – das sind Praktiken, die mit Unbestimmtheit oder diskursiver Uneindeutigkeit leben, mit ihr umgehen oder sie nutzen. Der Unterstrich steht für das Oszillieren dieser Praktiken zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit.⁶ Einerseits gehe ich der These nach, dass sich Handlungsfähigkeit in queeren Räumen nicht über ein identitäres Wir herstellt, denn in den betrachteten queeren Räumen herrscht eine sehr starke Kritik an Identität vor (These 1). Andererseits entsteht Handlungsfähigkeit stattdessen über Affekte⁷ und über deren verbindende Effekte für Praktiken (These 2). Diese beiden Thesen können lediglich teilweise bestätigt werden. Die Betrachtung von Praktiken hat gezeigt, dass sich die Produktion von Handlungsfähigkeit in queeren Räumen nicht verallgemeinern lässt. Vielmehr konnten in den betrachteten queeren Räumen zwei Formen von Handlungsfähigkeit unterschieden werden, und zwar die gefühlte und die kollektive. Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass Identität in beiden Formen eine wichtige und zugleich widersprüchliche Rolle spielt. Die Wirkung von Affekten stellte sich in queeren Räumen ebenfalls als eine ambivalente dar – Affekte zeitigen in queeren Räumen verbindende als auch abstoßende Effekte auf Praktiken.

Kritiken am ausschließenden Charakter sozialer Bewegungen wie der Schwulen- und Lesben- sowie der Frauenbewegungen der 1970er Jahre stellen vor allem deren Bezug auf identitäre Kategorien infrage. Hier schließt sich unmittelbar die Frage nach Handlungsfähigkeit an, denn wie ist diese ohne den Bezug auf ein ausschließendes ›Wir‹ überhaupt möglich? Vielleicht kann aber Handlungsfähigkeit auch ganz anders gedacht werden: nicht allein über die Bildung von Allianzen auf Basis einer gemeinsamen Identität, sondern über verbindende Prozesse durch gleichartige Praktiken. Dies

3 ›Raum‹ verstehe ich als Netzwerk aus Menschen, Dingen und Handlungen, die sich in einer bestimmten Ordnung zueinander befinden, oder auch als »relationale (An-)Ordnung« (Löw 2001: 131) von sich in Bewegung befindenden Körpern (vgl. Löw 1999: 166), wobei Materialität ebenso ein Teil dieser Ordnung ist, sie Praktiken beeinflusst und letztere sich ebenso im Raum materialisieren (vgl. Lefebvres 2002). Siehe zum Raumbegriff Kapitel 2.7.

4 In Anlehnung an Isabel Loreys Ausarbeitung (die sich auf Judith Butler beziehen) unterscheide ich zwischen Prekarität, Prekärsein und Prekarisierung (siehe 4; vgl. Lorey 2012).

5 Spivak – wie auch die *Subaltern Studies Group* – greift in den 1980er Jahren Antonio Gramscis Begriff der Subalternität auf (Spivak 2014: 8), mit dem Gramsci Menschen bezeichnet, denen kaum Ressourcen für gesellschaftliche Teilhabe zu eigen ist und daher politisch in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen werden.

6 Siehe zur hier verwendeten Begrifflichkeit sowie zum soziologischen Begriff der Unbestimmtheit 2.1.

7 Siehe zum Verständnis von Affekt und Gefühl 2.6.

ist die Ausgangsidee, von der aus eine Konzeptionierung von Handlungsfähigkeit in einem konkreten Feld angestrebt wird. Praktiken in queeren Räumen sollen dahingehend befragt werden, wie in ihnen transformatives Potenzial entsteht, das über die Räume hinaus wirkt.

Subjekte handeln stets relational, denn Handeln bringt Handeln hervor. Diese Relationen bringen die soziale Welt hervor, sie verfestigen sich in sozialen, diskursiv-materiellen Strukturen und zugleich konstituieren sich Subjekte immer schon in bestimmten sozialen, diskursiv-materiellen Strukturen. Vor diesem Hintergrund werden Praktiken insbesondere für die Frage nach der Veränderung dieser Relationen zentral. Praktiken sind strukturell determiniert, aber immer auch kontingent, so dass Potenzial für Handlungsfähigkeit in der widerspenstigen Zitierung der Normen⁸ gesehen werden kann, in der Nutzung der Instabilitäten oder der »Brüche und feine[n] Risse« der Diskurse: in Unbestimmtheit (Butler 1997: 32). **Unbestimmtheit** kann Handlungsfähigkeit begrenzen, aber auch unkontrollierte Impulse zur Veränderung geben. Sie kann, um mit Karen Barad zu sprechen, auch als eine »unendliche Fülle von Offenheit« charakterisiert werden (2012: 33). Daher spreche ich von Un_Bestimmtheit als Vielheit und Unschärfe zugleich. Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial suche ich vor diesem Hintergrund in Praktiken, die mit der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit spielen, mit ihr umgehen oder schlicht mit ihr leben. Die Ontologie des Subjekts ist eine Sozio-Ontologie⁹, ein ko-konstitutives Mitsein von Subjekt und Welt. Weder geht die Sozio-Ontologie den sozialen Verhältnissen voraus, noch ist eine Ontologie dem Subjekt vorgängig. Es gibt keinen neutralen oder vor-sozialen Körper, denn Körper sind prekär, abhängig und bedingt von anderen, von Institutionen und Umwelten (Butler 2010: 29). Butler beschreibt die Sozio-Ontologie des Subjekts daher auch mit dem Begriff der Gefährdung und wechselseitiger Abhängigkeit (vgl. Butler 2010: 10, vgl. 2.1.1). Das Subjekt kommt als soziales Wesen – in Abhängigkeit von anderen – in die Welt und steht folglich immer schon und permanent mit der Welt in Wechselbeziehung. In der Sozio-Ontologie werden Subjekt und Welt als Kontinuum gedacht. Den Begriff der Sozio-Ontologie verwende ich, um auf diese spezifische soziale Verfasstheit des Subjekts zu verweisen. Praktiken der sozio-ontologischen Un_Bestimmtheit reagieren darauf, dass ihre ausführenden Subjekte die diskursiven Leerstellen bewohnen. Nicht nur in queeren Räumen in Berlin sind diese Praktiken verbreitet, doch sind sie vor allem hier in ein identitätskritisches Selbstverständnis eingebettet, so dass sich diese Räume sehr gut für die Untersuchung der Forschungsfrage eignen. Von Interesse sind explizit diejenigen queeren Räu-

-
- 8 Butler versteht Normen als Stütze im Alltag und handlungsleitend, als Instanz, die verantwortlich dafür ist, das Subjekt in der Gesellschaft anerkennungsfähig zu machen, und zugleich kann das Übertreten der Norm Sanktionen herbeiführen und den Subjektstatus aufs Spiel setzen. Geschlecht begreift Butler als Norm (siehe zum Normbegriff bei Butler auch Distelhorst 2009: 37f.). In *Macht der Geschlechternormen* befasst sich Butler insbesondere mit Geschlecht als Norm und Verstößen dagegen (2009).
- 9 Den Begriff der Sozio-Ontologie verwende ich im Anschluss an Isabel Lorey (2016), die damit Butlers Begründung des Subjekts auf dessen Prekärein beschreibt. Der Begriff schließt an Jean-Luc Nancy's Verständnis der Sozio-Ontologie an, der damit vor allem bezeichnet, dass dem Sozialen keine Ontologie vorausgeht, denn die Ontologie ist sozial hervorgebracht. Siehe ausführlicher zum hier vorliegenden Verständnis der Sozio-Ontologie 2.1.1.

me, die für marginalisierte und (mehrfach-)diskriminierte Subjekte ein Zuhause bieten, d.h. für Subjekte, die ein spezifisches Prekärsein aufweisen, was zudem mit Prekari-tät einhergehen kann. Diese Subjekte führen potenziell Praktiken von Un_Bestimmtheit aus. Wie sich zeigen wird, entstehen solche Räume unter anderem auch durch Praktiken von Un_Bestimmtheit.

Mit der vorliegenden Arbeit knüpfe ich an Butlers Verständnis von Handlungsfähigkeit als performativ an, ich fokussiere hierbei jedoch nicht Sprache, sondern Praktiken im Vollzug. Dies ebnet den Weg für ein Verständnis von Handlungsfähigkeit, das einerseits im Anschluss an Butler von einem performativ hervorgebrachten Subjekt ausgeht und das andererseits im Anschluss an Barad erlaubt, auch Materie, Körper und Raum als für die Handlungsfähigkeit konstitutiv zu denken. Mein Zugang ermöglicht die Betrachtung von Praktiken in ihren Verschränkungen und des damit einhergehenden Un_Bestimmt-Werdens von Subjekt und Raum. Diese Arbeit theoretisiert Handlungsfähigkeit in einem spezifischen Feld – in queeren Räumen –, lässt sich hierfür von poststrukturalistischen, neu-materialistischen Theorien beeinflussen und knüpft verstärkt an die Begriffsapparate von Butler und Barad an.

Nach den nächsten zwei einleitenden Kapiteln dieser Arbeit (2 *Begriffe und Konzepte* und 3 *Methodisches Vorgehen*) folgt der empirische Teil, unterteilt in drei Hauptkapitel (4, 5, 6). Kapitel 4 und 5 verfolgen die konzeptionelle Idee einer geteilten Betrachtungsweise, die schließlich im dritten empirischen Kapitel 6 wieder zusammengeführt wird: erstens das Einnehmen der Perspektive der Subjekte (4 *Subjektive Praktiken*) und zweitens die kollektive Ebene im queeren Raum (5 *Kollektive Praktiken*). Diese sich an der Unterscheidung von individueller und kollektiver Ebene orientierende Aufteilung eröffnet die Möglichkeit, die Subjekte sprechen zu lassen, aber auch, Organisationsformen und Raumproduktion in den Blick zu nehmen. Der dritte empirische Teil (6 *Versammelte Körper*) stellt einen Brückenschlag dar. Darin betrachte ich die Verflechtung von Praktiken auf beiden Ebenen, indem ich die spezifische Rolle von Affekten und Gefühlen herausarbeite. Diese perspektivische Dreiteilung greift die binäre Logik zwischen Subjekt und Welt auf, um sie letztendlich infrage zu stellen.

1.1 Feministische (Subjekt-)Kritik und Handlungsfähigkeit

Bevor ich zum empirischen Analyseteil komme, ist es nötig, eine theoretische Verortung vorzunehmen, die aufzeigt, in welchem Theoriekontext die Fragestellung zu lesen ist. Die Frage nach Handlungsfähigkeit ist nicht neu, sondern wurde und wird in vielen westlichen, modernen (philosophischen) Denkrichtungen umfassend diskutiert. Die vorliegende Arbeit greift jedoch nicht solche Debatten auf und will auch keinen Beitrag dazu leisten, sondern führt ein performatives, relationales Verständnis in Anschluss an Butler und Barad ins Feld, um letztendlich dieses Feld danach zu fragen, wie diese Handlungsfähigkeit entsteht. Die in dieser Arbeit gestellte Frage schließt an feministische Debatten an, in welchen Identitätspolitik hinterfragt wird. Ich wage den Versuch zu verstehen, wie Handlungsfähigkeit in einem Feld hergestellt wird, in dem die Dezentrierung des Subjekts und Kritiken an Kollektividentität ins theoretische Fundament einzementiert zu sein scheinen. Im nun folgenden Teilkapitel zeichne ich den theoretischen Kon-

text nach, aus dem sich mein theoretischer Zugang (1.1) sowie meine spezifische Herangehensweise (1.2) herleiten und woran auch aktuelle Debatten in den betrachteten Räumen anknüpfen. Die Frage nach Handlungsfähigkeit leitet sich aus einer Kritik ab, die der Identitätspolitik vorwirft, stets ausschließend zu sein, und die sich die Frage stellt, wie Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial jenseits einer Kollektividentität denkbar ist. Das folgende Teilkapitel schließt von der Dezentrierung des Subjekts durch feministische Kritiken auf die hier vorliegende Fragestellung.

In queeren Räumen in Berlin findet zum Zeitpunkt der Erhebung eine Auseinandersetzung um die Thematiken Rassismus und Identität statt, die von vielen Befragten als Gegenstände zentraler Diskussionen innerhalb queerer Räume beschrieben werden. Diese Auseinandersetzung findet in fast jedem Interview – auch ungefragt – Erwähnung. Zentral in dieser Auseinandersetzung ist der Versuch, mit der weiß¹⁰-dominierten Tradition euro-amerikanischer (feministischer) Theorien zu brechen. Kritisch hinterfragt werden die Wissensproduktionen, die als weiß-dominiert verstanden werden. Zwar sind diese Debatten nicht das zu untersuchende Thema dieser Arbeit, dennoch waren die Auseinandersetzungen prägend für meinen theoretischen Zugang. Am deutlichsten wird dieser Bezug und meine theoretische Nähe zum Feld im hier vorliegenden Ansatz der Kritik am souveränen Subjekt und der damit verknüpften Kritik an einem Kollektivitätsverständnis, das eine gemeinsame Identität zur Grundlage nimmt. Aus ebenjener Kritik resultieren meine Überlegungen zu Handlungsfähigkeit. Das hier zugrunde gelegte, an Butler anschließende Verständnis von Subjekt spielt für die Frage nach Handlungsfähigkeit eine tragende Rolle. Daher möchte ich zunächst diese Subjektkritik aus queer-feministischer und rassismuskritischer Perspektive im Anschluss an poststrukturalistische und post-/dekoloniale¹¹ Ansätze nachzeichnen.

10 ›Weiß‹ wird hier nicht als Farbe, sondern als gesellschaftliche Position und soziale Konstruktion verstanden. Da Weiß-Sein in einer sich als weiß definierenden Gesellschaft unsichtbar ist, wird es zur Markierung dieser Unsichtbarkeit kursiv geschrieben. Noah Sow (2008) stellt in ihrem Buch *Deutschland Schwarz Weiß: Der alltägliche Rassismus* heraus, dass im westlichen Denken Schwarz-Sein und Weiß-Sein stets in Abgrenzung zueinander gedacht werden und Schwarze Menschen zum ›Anderen‹ werden. Sie sind sichtbar, während Weiß-Sein unsichtbar und unmarkiert bleibt und die Norm darstellt, d.h. weiß steht stets hierarchisch über Schwarz, sodass sich in diesen Farben ein Gewaltverhältnis ausdrückt, in welchem weiße Menschen stets die privilegierte Position, d.h. die Machtposition, innehaben.

11 Post- und dekoloniale Ansätze kritisieren die westliche Konzeptualisierung der Moderne und fordern eine radikale Restrukturierung des europäischen/westlichen Denkens und seiner Geschichtsschreibung, d.h. einen Dekolonialisierungsprozess, der sich der Komplexität und den Widersprüchlichkeiten historischer Prozesse zuwendet (vgl. Dhawan, Varela 2020: 353, 24). Aktuell wird der Begriff der postkolonialen Theorie häufig als Sammelbegriff für kolonialismuskritische Ansätze verwendet (vgl. Boatcă 2015). Der Begriff ›dekolonial‹ wurde durch die Auseinandersetzung mit dem iberischen Kolonialismus durch lateinamerikanische Ansätze (wie z.B. von Walter Dignolo (2003, 2007) und Aníbal Quijano (2000)) in die Debatten getragen. Dekolonisation will nicht nur Zusammenhänge zwischen globalen Machtverhältnissen aufdecken, sondern auch Macht- und Wissensformationen verändern und in das moderne, d.h. koloniale, Weltssystem eingreifen. Dekoloniale Ansätze kritisieren die Wirkmächtigkeit anfänglicher postkolonialer Theorien vor allem im angelsächsischen Raum (z.B. Theorien von Gayatri Chakravorty Spivak (2014), Chandra Talpade Mohanty (1988), Homi Bhabha (1994), Stuart Hall (1992)) und nehmen eine dezidiert kapitalismuskritische Position ein bzw. fokussieren stärker Fragen der politischen Ökonomie, als dies frühe

1.1.1 Dezentrierung des Subjekts

Der Arbeit liegt ein postsouveränes Subjektverständnis zugrunde. Subjekte werden stets innerhalb sozialer und kultureller Strukturen hervorgebracht, die sie zugleich inkorporieren und durch Praktiken hervorbringen (vgl. Bourdieu 2005: 43ff.). Das Verhältnis von Individuum – das durch die Anrufung zum Subjekt wird (Althusser 1977) – und Gesellschaft verstehe ich in diesem Sinne als zirkulär. Individuum und Gesellschaft bedingen sich gegenseitig. Macht, Diskriminierung, Handlungsfähigkeit und Subjektverständnis sind eng miteinander verzahnt, denn einerseits ist Subjektkritik eine Kritik an bestimmten Macht- und Herrschaftsmechanismen, wenn sie gegen die universalisierende Gesetze des aufklärerischen, souveränen Subjekts gehalten wird. Andererseits ergibt sich die Frage nach Handlungsfähigkeit aus der Dezentrierung des Subjekts.¹² Dies zeigt sich insbesondere bei den Aushandlungen darüber, wie kollektive Politik möglich ist und wer hierbei das politische Subjekt darstellt. Das hegemoniale Subjektverständnis spielt für Forderungen nach Teilhabe eine wichtige Rolle, denn wird das Subjekt nicht als souverän verstanden, stellt sich die Frage, wie Teilhabe gesellschaftlich eingefordert werden kann. In diesem Sinne sind Fragen nach Handlungsfähigkeit und nach Kollektivität eng miteinander verbunden.

In westlich-philosophischen Diskussionen wie auch im Alltagswissen war das aufklärerische oder auch cartesianische Subjekt – das einen Körper hat, der durch einen Geist bzw. die Vernunft gesteuert wird – das gängige Subjektverständnis und ist auch heute noch geläufig. Diese Vorstellung eines autonomen Subjekts, das der Welt gegenübersteht, ist eine spezifische historische, geopolitische Möglichkeit, das Subjekt zu denken. Es ist die Vorstellung der (spät-)modernen¹³, bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Lorey 1996: 96). Verschiedene kritische Auseinandersetzungen mit diesem Subjektverständnis haben gezeigt, dass das aufklärerische Subjekt seine Bedingtheit von den gesellschaftlichen Verhältnissen negiert. Darauf haben bereits Theoretiker wie Karl Marx, Friedrich Nietzsche, Louis Althusser, Theodor W. Adorno oder Michel Foucault hingewiesen, denn das Subjekt kann nicht frei und unabhängig entscheiden oder handeln, sondern wird in ideologischen, sozialen und diskursiven Strukturen hervorgebracht. Solche Überlegungen entlarven die aufklärerische Vorstellung eines rationalen und freien Subjekts als ein strukturell bedingtes.

postkoloniale Theorien taten. Dekolonisation bezeichnet folglich den Prozess der Aufdeckung kolonialer Macht- und Wissensformationen und das Streben nach Veränderung bestehender Verhältnisse. Ich verwende beide Begrifflichkeiten, um mich explizit dem Bestreben des Dekolonisierens anzuschließen, dabei werde ich aber auch wichtige postkoloniale Arbeiten mitdenken.

- 12 So wies Seyla Benhabib darauf hin, dass die Subjektkritik dem Feminismus das politische Subjekt – also das kollektive ›Wir‹ – stiehlt und die Bewegung dadurch handlungsunfähig werde (vgl. Benhabib 1993).
- 13 Als ›Moderne‹ bezeichne ich hier die Zeit in Europa nach der französischen Revolution. Der Begriff der Moderne meint hier aber nicht nur eine spezifische Zeitperiode, sondern impliziert in erster Linie eine spezifische Art zu Denken, Fühlen, Handeln und eine bestimmte Weise Raum und Zeit, sowie das Selbst und Andere zu erleben (vgl. Berman 1982: 15). Mit dem ausklingenden 20. Jahrhundert kann in diesem Sinne von der ›Postmoderne‹ gesprochen werden, in welcher auf verschiedenen Ebenen und Bereichen mit Ideen und Konzepten der Moderne gebrochen wird.

Aber das abendländische, cartesianische Subjekt erscheint nicht nur als vernünftig und rational, sondern zudem als männlich, weiß, bürgerlich, westlich und heterosexuell. Bereits Simone de Beauvoir wies darauf hin, dass es sich über die Abgrenzung zum Anderen, dem Weiblichen, konstituiert (1999 [1949]). Daran anschließend spricht Adrienne Rich von Zwangsheterosexualität, um diese vermeintliche Normalität des Subjekts zu problematisieren (vgl. Rich 1987: 22) und Judith Butler (1990) zeigt auf, wie sich das moderne Subjekt stets innerhalb der heterosexuellen Matrix, die Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität diktiert, herstellt. In der Heteronormativität hat das Subjekt einen bestimmten Körper (*sex*), der mit einer gewissen Genderperformance (*gender*) und Begehren (*desire*) gekoppelt ist. Das Jenseits dieser Norm (z.B. Homosexualität) wird zum Anderen, zum konstitutiven Außen¹⁴.

Die Kritik am modernen Subjekt als ein imaginiertes und stets unmarkiertes, weißes und westliches, das eine eurozentristisch-patriarchale Perspektive voraussetzt, erfolgte im westlich-philosophischen und kulturwissenschaftlichen Kontext sehr stark durch die Postcolonial und Subaltern Studies. Hierbei handelt es sich um eine Kritik, die seit den 1970er Jahren besonders aufgrund von Auseinandersetzungen in feministischen Bewegungen und den Gender Studies in wissenschaftliche und bewegungspolitische (zunächst in englische und schließlich auch in deutsche) Debatten Einzug hält.¹⁵ Die Infragestellung eines autonom handelnden Subjekts ist daher immer auch eine Kritik an einem männlichen und androzentrischen Subjektverständnis, das innerhalb eines Dichotomisierungsprozesses entsteht und denselbigen zugleich produziert, denn durch die Abgrenzung zum Anderen wird zugleich dieses Andere mitkonstituiert. Das Subjekt bringt sich daher in dieser Denkweise als ein scheinbar autonomes hervor und mit ihm geht stets die Konstitution des Anderen, d.h. des nicht der Norm entsprechenden, des ›Rests‹ (vgl. Hall 1992), einher. Es handelt sich um ein gegenseitiges Konstitutionsverhältnis, dem binäre Kategorisierungen zugrunde liegen und das diesen Binarismus, der die Konstitutionsbedingung ist, zugleich herstellt und aufrechterhält. Das moderne Subjekt wird in der westlichen Philosophietradition in Form von Dichotomien gedacht. Der Geist scheint dem Körper, die Vernunft der Passion und die Rationalität dem Gefühl gegenüberzustehen. Dabei ist Letzteres dem Ersteren jeweils untergeordnet und wird als dessen negatives Gegenstück betrachtet. Denn Ersteres definiert sich über die Abgrenzung zum Anderen, zum Minderwertigen (vgl. Grosz 1994: 3). Ein Konstitutionsverhältnis, das bis heute virulent geblieben ist. Dieses Konstitutionsverhältnis lässt sich nicht nur auf der Mikroebene, also für das autonome Subjekt, ausmachen, sondern ebenso auf der Mesoebene, also für das politische Subjekt (sozialer oder politischer Bewegungen), wie auch auf der Makroebene, d.h. auf nationaler, europäischer und globaler Ebene.

14 Mit dem Begriff des konstitutiven Außen beziehe ich mich auf Judith Butler, die vor allem auf Derrida rekurriert. Ein ähnlicher Gedanke ist auch bei Laclau und anderen Theoretiker_innen zu finden.

15 Zur Dezentrierung des Subjekts in westlich-philosophischen Debatten siehe exemplarisch den Eintrag zu Subjekt im Gender-Glossar <https://www.gender-glossar.de/post/subjekt> (Zugriff 26.07.22) (vgl. Meißner 2014). Die Problematisierung von Identität, die eng damit verbunden ist, begleitet soziale Bewegungen bereits seit der ersten Konjunktur von Identitätspolitiken in den 1970er Jahren (vgl. Hark 2013: 32).

Letzteres zeigte Frantz Fanon für die Konstitution von Europa auf, denn wie das moderne Subjekt erhält auch Europa seinen Subjektstatus über die Abgrenzung zur sogenannten Dritten Welt (vgl. Fanon 2001 [1961]). Kolonialisierte Länder, also der ›Rest‹, werden im westlichen Diskurs als defizitär und mangelhaft beschrieben (vgl. Chakrabarty 2002). Wie Stuart Hall (1992: 141ff.) schreibt, konstituiert sich »the West and the Rest« durch die Differenzierung des »Westens« von anderen Kulturen und wird so zum Standardmodell – wie auch das männliche, weiße Subjekt sich als Norm konstituiert. Aus diesem Grund lenken post-/dekoloniale Theoretiker_innen wie z.B. Edward Said (2012 [1979]), Homi Bahabha (2000 [1994]), Gayatri Spivak (2014 [1988]) und Aníbal Quijano (2000) die Analyse vom westlichen, männlichen, hegemonialen Zentrum hin zur Peripherie und denken die Subjektwerdung nicht von Europa als Zentrum her (vgl. Dhawan/Castro Varela 2020). Denn das moderne Subjektverständnis geht mit der (Re-)Produktion und Stereotypisierung des Anderen und Fremden einher, worüber sich das Eigene – also auch die Nation oder Europa – stabilisiert (vgl. El-Tayeb 2016; vgl. Anderson 1996). Mit dem Verstehen dieser binären hierarchischen Logik führt uns die Infragestellung des modernen Subjekts zur Kritik dieses Konstitutionsverhältnisses, das nicht auf einer Ebene verhaftet bleibt. Es lässt sich als analoger Mechanismus verschiedener Unterdrückungsverhältnisse ausmachen (wie Sexismus, Transphobie, Eurozentrismus, Rassismus und Klassismus). Denn die Konstruktion des Subjekts vollzieht sich auch hierbei über die Abgrenzung zum sogenannten Anderen und der gleichzeitigen Diffamierung dieses Anderen, sei es das Weibliche, die trans* oder inter*-Person¹⁶, die Migrant_in oder Prolet_in etc. Das moderne Subjekt ist eben gerade nicht ein neutrales und vernünftiges, sondern es wird in der hegemonialen westlichen Philosophie männlich, weiß, westlich und heterosexuell gedacht und im Bürgertum (bzw. der Mittel- und Oberschicht) verortet.

16 Ich verwende die Schreibweisen trans* und inter* (mit Sternchen), um hier das Spektrum verschiedener geschlechtlicher Transformationsprozesse bzw. (Un-)Eindeutigkeit abzubilden (vgl. Omer 2016: 36). Ich nutzte den Begriff ›trans*‹ als Überbegriff für verschiedene Identitäten von Menschen, deren Geschlechtsausdruck und/oder -identität nicht mit der bei der Geburt zugewiesenen Geschlechtsidentität übereinstimmt. Hierunter können diverse Begriffe wie transgender, transgeschlechtlich, transsexuell, transident, Transvestit_in und manchmal auch Dragkings und Queens etc. beziehungsweise intersexuelle, intergeschlechtliche Menschen, Intersex etc. gefasst werden. Siehe hierzu auch die Webseite des Vereins TransInterQueer e.V. www.transinterqueer.org/ueber-triq/begriffsklarung/ (Zugriff 27.04.21). Die Begriffe ›inter*‹ und ›trans*‹ sehe ich hierbei als Überbegriffe, die verschiedene Identitäten fassen und nicht fix sind. Hierbei schließe ich mich David Valentine (2007) an sowie dem Sammelband *Trans* und Inter* Studien* (vgl. Mader u.a. 2021: 8) und der Dissertationsschrift von Joris Gregor *Constructing Intersex* (Gregor 2015: 15). Valentine arbeitet zwar noch mit dem Begriff ›Transgender‹, jedoch bezieht er sich auch auf Diskurse der 1990er Jahre. ›Trans*‹ kann als Weiterentwicklung dieses Diskurses gesehen werden. Dennoch beziehe ich mich auf Valentines Verständnis, insbesondere da er der heutigen Diskussion durchaus mit seinem Verweis auf die Historizität, Kontextgebundenheit und soziale Konstruiertheit dieses Begriffs vorausgreift, indem er nachzeichnet, wie unterschiedlich dieser Begriff gefüllt wird (vgl. Valentine 2007: 37ff.). Der Begriff ›inter*‹ findet nur im deutschsprachigen Raum Verwendung (im englischsprachigen wird v.a. ›intersex‹ verwendet).

1.1.2 Kritiken an binären Logiken

Diese binäre, hierarchisierende Logik durchdringt Denken und Handeln – auch in feministischen Bewegungen. Die Subjektkritik ist im Bewegungskontext eng verwoben mit Diskussionen um Kollektivität und mit der Frage nach dem politischen Subjekt. Insbesondere in der Frauenbewegung der 1970er Jahre wurden Diskussionen über interne Hierarchisierungen und Exklusionen geführt (vgl. Aleksander u.a. 2013: 10). Schwarze Feministinnen und Feministische Migrantinnen wie auch Lesben, Arbeiterinnen und behinderte Frauen kritisieren, dass ihre Lebenswirklichkeiten in den Forderungen der Bewegung nicht berücksichtigt werden, wenn mit einem homogenisierenden ›Wir Frauen‹ gearbeitet wird (Kerner 2007: 10):

»White women who dominate feminist discourse, who for the most part make and articulate feminist theory, have little or no understanding of white supremacy as a racial politic, of the psychological impact of class, of their political status within a racist, sexist, capitalist state.« (bell hooks 2015 [1984]: 4)

bell hooks macht hier deutlich, dass im dominanten feministischen Diskurs Differenzen zwischen Frauen nicht mitgedacht werden, was für sie auf das Nicht-Erkennen der *weißen* Vorherrschaft innerhalb der (dominanten) Frauenbewegung hinweist. Zwar war es Ziel der zweiten Frauenbewegung, alle Frauen zu repräsentieren – die Berufung auf ein kollektives Wir führte jedoch letztendlich zur Homogenisierung und zur fehlenden Repräsentation von Positionen, die nicht nur in hegemonialen Diskursen, sondern auch innerhalb des bewegungs-politischen Diskurses marginalisiert wurden.

Chandra Talpade Mohanty (1988) spricht daher auch vom ›Eurozentrischen Universalismus‹, da die Fokussierung auf die sexuelle Repression der Frauen, gepaart mit der Vorstellung einer globalen Sisterhood, die sogenannte Erste Welt im progressiven Licht und die sogenannte Dritte Welt im regressiven Licht von Ignoranz, Armut und Ungleichheit erscheinen lässt (vgl. Mohanty 1988: 151; vgl. Castro Varela/Dhawan 2009: 19). So stellt bell hooks – wie bereits zitiert – heraus, dass durch das Wir, das sich auf eine geschlechtliche Identität bezieht (›Wir Frauen‹), die Verwobenheit der Subjekte mit anderen Kategorien wie der ethnischen Zugehörigkeit (also der Kategorie *race*/›Rasse‹¹⁷) und der so-

17 Während im englischen Kontext das Wort ›race‹ ohne Anführungszeichen Verwendung findet, ist dies seit dem Nationalsozialismus im deutschen Kontext nicht mehr üblich (vgl. Adams 2013: 44). Die Verbindung des Begriffs ›Rasse‹ mit biologisch-genetischen Merkmalen ist jedoch auch in heutigen Diskursen noch häufig anzutreffen. Dennoch benutze ich diesen Begriff – vor allem, um seine historischen Implikationen, die aktuelle Diskurse immer noch prägen, aufzudecken und mitzudenken. Denn so werden auch heute noch Diskriminierungen (die sich leider oftmals noch immer an zugeschriebenen körperlichen Merkmalen festmachen) über vermeintlich kulturelle Unterschiede gerechtfertigt. Besonders um herauszustellen, dass Schwarze und *weiße* Menschen in einer sich *weiß* definierenden Gesellschaft unterschiedliche Erfahrungen machen, verwende ich diesen Begriff. Mit Ersatzbegriffen wie ›Ethnie‹ oder dem englischen Begriff ›race‹ würde die geschichtliche und koloniale Einbettung ausgeblendet oder lediglich die Verlagerung des Problems von körperlichen zu kulturellen Merkmalen forciert. Heute zielt das Konzept ›Ethnie‹ eher auf die kulturelle, soziale und historische Einheit eines Kollektivs (vgl. Ferrante 1995: 350f.) und stellt dieses durch die Benennung zugleich her. Um zu vermeiden, dass die Verwendung des ›Rasse‹-Begriffs zur Reproduktion und (Re-)Stabilisierung der Differenzierung anhand dieser Kategorie führt,

zial-strukturellen Positionierung (vgl. 2.2) (also der Kategorie *class*, vgl. 2.2) unterschlagen wird. Zwar meinte die westliche Frauenbewegung alle Frauen, repräsentiert wurden jedoch vor allem *weiße*, heterosexuelle Frauen der Mittelklasse, was Unterschiede zwischen den Frauen und damit einhergehende Formen von Diskriminierung negierte. Dass sich verschiedene Unterdrückungsverhältnisse überschneiden, sich bedingen und gegenseitig aufeinander wirken, fasst Kimberlé Crenshaw 1989 mit ihrem Begriff der Intersektionalität. Mit dem Bild der Straßenkreuzung (*intersection*) veranschaulicht sie die Verschränkungen von differenzierenden Kategorien und Ressourcenzugängen. Dieses Konzept erhält im deutschen Kontext erst ab den 2000er Jahren breite Aufmerksamkeit und wird mit dem Begriff der Interdependenz weiterentwickelt, was den Akzent mehr auf die gegenseitige Bedingtheit verschiedener Kategorien legt (vgl. Walgenbach/Dietze u. a. 2007). María Lugones knüpft an den Gedanken der Intersektionalität an, bringt diesen mit der dekolonialen Kritik am modernen Weltsystem zusammen¹⁸ und fordert auf, die Kolonialität von Geschlecht, das »modern, colonial, gender system«, als Linse zu verwenden für die Analyse hierarchischer Dichotomien und kategorischer Logiken kolonialer Modernität (vgl. Lugones 2010: 742; 2007).

In die deutschen Debatten hat die Kritik am überwiegend *weißen* Feminismus der 1970er Jahre seit den 1990er Jahren Einzug gehalten¹⁹ und findet ihre Fortsetzung in aktuellen wissenschaftlichen und bewegungspolitischen Diskussionen wie beispielsweise innerhalb queerer Szenen in Deutschland. Im Fokus stehen unintendierte Ausschlussmechanismen. Die Subjektposition innerhalb sozialer und kultureller Strukturen ist nicht unerheblich für den Widerstand, denn welche Positionen im hegemonialen Diskurs gesehen und gehört werden, ist ungleich verteilt. Marginalisierte Stimmen werden nicht gehört. Kien Nghi Ha weist in diesem Sinne treffend darauf hin, dass Widerstand gerade nicht einfach eine Frage der politischen Haltung sein kann, sondern die Subjektposition muss stets mitgedacht werden. *Weißsein* in *weiß*-dominierten Gesellschaften ist unsichtbar und es steht *Weiß*en offen, »ob, wie und in welcher Form sie sich mit Rassismus auseinandersetzen«, dagegen »genießen People of Color den Luxus dieser lebenslangen Wahlfreiheit nicht« (Hà 2007: 448).²⁰ Um problematische Vereinnahmungen zu

versuche ich diesen Begriff stets so zu verwenden, dass klar wird, dass es sich hierbei um eine soziale Konstruktion und Strukturkategorie handelt. Ich gehe davon aus, dass Ungleichheiten klar benannt werden müssen, um sie sichtbar und angreifbar zu machen und versuche der Gefahr der Reproduktion ebendieser durch den steten Verweis auf ihren konstruktiven Charakter zu verhindern. ›Konstruktiver Charakter‹ meint hier, dass es um eine sozial konstruierte Vorstellung geht, die sich auf physikalische Merkmale bezieht, mit welchen Zuschreibungen, Stereotypisierungen und Stigmatisierungen einhergehen. Zudem stellen sich *Weißsein* und *Schwarzsein* über eine Serie von ritualisierten Handlungen her (vgl. hierzu auch Puwar 2004: 150).

18 Lugones knüpft an Mignolos Begriff des modernen/kolonialen Weltsystems an (Lugones 2010: 751).

19 So hat beispielsweise die Gruppe FeMigra mit ihrem Manifest *Wir Seiltänzerinnen* zu den ersten Positionen in Deutschland diesbezüglich gehört (FeMigra 1995).

20 »Der Begriff ›People of Color‹ wurde in der Kolonialzeit durch den Ausdruck ›free people of color‹ vorgeprägt. [...] Als anti-rassistische Selbstbezeichnung entwickelte People of Color sich zum politischen Kampfbegriff, der rassistische marginalisierte Communities und ihre Mitglieder über die Grenzen ihrer ›eigenen‹, ethnischen, nationalen, kulturellen und religiösen Gruppenzugehörigkeiten mobilisiert und miteinander verbindet. [...] Der People of Color-Ansatz basiert auf der An-

vermeiden, muss daher die Frage gestellt werden, aus welcher Position eigentlich gesprochen und vor allem wem zugehört wird. Vor diesem Hintergrund liest sich Spivaks (2008) Frage danach, ob die Subalterne sprechen kann, vor allem als eine Frage nach dem *Wie*: Wie kann die Subalterne sprechen und wie wird ihr zugehört? Dies zeigt, dass die Frage nach dem Subjekt für die Frage nach der Handlungsfähigkeit sehr zentral ist. Dieser Frage nach dem *Wie* gehe ich mit der vorliegenden Arbeit nach. Aus dem modernen Subjektverständnis ergibt sich die quasi-cartesische Vorstellung von Handlungsfähigkeit, die die Akteur_innen als strukturell unabhängig und autonom erscheinen lässt. Es räumt dem Subjekt Entscheidungsfreiheit ein. Auch innerhalb von Feminismen dominiert(e) ein Subjektverständnis, das die Aktivist_innen als unabhängig von der soziopolitischen Welt voraussetzt, ihnen die Fähigkeit zuschreibt, mit freiem Willen die Welt und die eigene Geschichte zu formen und dem folglich die Annahme zugrunde liegt, dass kollektive politische Aktionen oder auch soziale Transformationsprozesse autonome Akteur_innen benötigen (vgl. Lloyd 2007: 57f.). Aus der Subjektkritik ergibt sich folglich die Frage nach Handlungsfähigkeit (vgl. Meißner 2010: 11). Theorien des Poststrukturalismus und der Postcolonial Studies versuchen vielmehr das Subjekt und dessen Konstitutionsbedingungen zu dekonstruieren, d.h. sie denken die Akteur_innen als in sozialen Strukturen verwoben, so dass die Reichweite der Handlungen durch die kulturelle und soziale Verortung und die Inkorporierung von Normen limitiert ist (vgl. Lloyd 2007: 58).

Doch worin besteht dann letztendlich Handlungsfähigkeit, wenn sie nicht auf ein autonomes Subjekt zurückgeht? Subjekte bringen sich innerhalb von Macht- und Herrschaftsverhältnissen hervor, die sich entlang von Differenzkategorien wie Geschlecht, Klasse und ›Rasse‹ analytisch ordnen lassen. Diese Kategorien können daher nicht als getrennte oder sogar isolierte Bereiche gedacht werden, vielmehr treten sie innerhalb und durch die Relationen zueinander in Erscheinung. Die Frage nach Handlungsfähigkeit kommt daher nicht umhin, die Verstrickungen der Differenzen von *race*, *class*, *gender* und *body*²¹ mitzudenken, denn soll die gesellschaftliche Bedingtheit des Subjekts nicht übersehen werden, müssen Subjekte und Praktiken in ihrer Heterogenität betrachtet werden, wofür das Selbstverständnis und die Selbstwahrnehmung der Subjekte im Alltag zentral sind. In diesem Sinne lässt diese Arbeit Subjekte selbst sprechen und rückt vor allem ihre Praktiken in den Fokus der Analyse. Subjekte und die Welt stehen sich nicht gegenüber, sondern die Welt erschafft sich durch die Praktiken der Subjekte und manifestiert sich zugleich immer auch in den Subjekten, d.h. Subjekt und Welt stehen in einem gegenseitigen Konstitutionsverhältnis, und zwar als »entanglement« (Barad 2007: 30). Diese Vorstellung wendet sich gegen den Repräsentationalismus (der seit Descartes' Trennung von einem Innen und einem Außen oder von Subjekt und Welt tief in der

erkennung von Differenz innerhalb identitätspolitischer Empowerment-Strategien. Er vermittelt vor allem eine solidaritätsstiftende Perspektive. Als gemeinsame Plattform für grenzüberschreitende Bündnisse wendet er sich gleichermaßen an alle Mitglieder rassifizierter und unterdrückter Communities« (Hå 2009).

21 Bei dieser Aufstellung der Differenzachsen bzw. Analysekatoren berufe ich mich auf die Argumentation von Winker/Degele (2010), die diese Kategorien als die mit dem meisten Gewicht ausmachen.

westlichen Kultur verankert ist), d.h. gegen die Annahme, dass wissenschaftliches Wissen die Welt in ihrer Realität wiedergäbe bzw. dass es einen unvermittelten Zugang zu den Repräsentationen von Dingen und Menschen gäbe (vgl. Barad 2007: 48f.).

Im Sinne Karen Barads Konzeptualisierung von Materialität versucht diese Arbeit das Verhältnis von Welt und Subjekt nicht als Dualität zu fassen. Stattdessen wird der Konstitutionsprozess von Welt und Subjekt, von Materialität und Subjektivität als ein nicht endender Prozess gefasst. Materialität erscheint hierbei weder als gegeben noch als Effekt von menschlicher Handlungsfähigkeit, sondern als aktiver Faktor in Materialisierungsprozessen: »Nature is neither a passive surface awaiting the mark of culture nor the end product of cultural performances.« (Barad 2007: 183) Damit wendet sich diese Arbeit auch gegen klassische Dualismen der Aufklärung, die mit der Vorstellung des autonomen Subjekts einhergehen: Subjekt/Welt, Natur/Körper, Produktion/Reproduktion, Geist/Körper oder auch *sex* und *gender*.²² Sie sollen hier als Möbiusband, als Kontinuum ohne Anfang und Ende, verstanden werden, nicht als diametrale Entitäten. Sie sind miteinander verschränkt, ohne Anfang und Ende. Elisabeth Grosz nutzt diese Metapher des Möbiusbandes, um das Verhältnis von Körper und Geist wie auch des Inneren mit dem Äußeren des Subjekts (»the psychical interior and its corporeal exterior«) zu beschreiben, denn beides fasst sie nicht als sich gegenüberstehende Entitäten, sondern als zwei Seiten, die zwar den Anschein haben, von einander getrennt zu sein, tatsächlich aber voneinander abhängen und ineinander überfließen (Grosz 1994: xii).²³

Die Frage nach Handlungsfähigkeit lässt sich zusammenfassend auf die (im vorliegenden Kontext vor allem auf die feministische und post-/dekoloniale) Subjektkritik zurückführen und zugleich führt die hier nachgezeichnete Argumentationslinie hin zu einer grundlegenden Kritik am okzidentalen/kolonialen Denken in Dualismen. Als kritikwürdig muss dieses binär-kategoriale Denken besonders deshalb bezeichnet werden, weil es stets mit Wertigkeiten und Hierarchisierungen einhergeht (Kultur über Natur, Geist über Körper, koloniale über kolonialisierte Länder, Mann über Frau, weiß über Schwarz etc.). Die vorliegende Arbeit ist daher ein (weiterer) Versuch, dieser Problematik zu begegnen und Dualitäten aufzubrechen. Das Augenmerk wird darauf gelegt, einerseits die simultane Existenz verschiedener Positionen und Perspektiven anzuerkennen und sprechen zu lassen sowie andererseits die Prozesshaftigkeit von Denkschemata zu adressieren.

22 All diese Dualismen und die Debatten darum haben in feministischer Theorie eine lange Tradition und sind noch immer umkämpft. Einen sehr guten Überblick über die Debatten und Positionen gibt Kortendiek u.a. 2019.

23 Das Möbiusband verläuft wie eine Schleife, jedoch scheint es, keinen Anfang und kein Ende zu besitzen. Elisabeth Grosz nutzt diese Metapher, um das Verhältnis von Geist und Körper treffend zu umschreiben, eine Metapher, die auch für das Verhältnis von Diskurs und Materie oder symbolische und soziale Struktur dienlich ist: »The Möbius strip has the advantage of showing the inflection of mind into body and body into mind, the ways in which, through a kind of twisting or inversion, one side becomes another. This model also provides a way of problematizing and rethinking the relations between the inside and the outside and the outside of the subject, its psychical interior and its corporeal exterior, by showing not their fundamental identity or reducibility but the torsion of the one into the other, the passage, vector, or uncontrollable drift of the inside into the outside and the outside into the inside.« (Grosz 1994: xii)

Meine Fragestellung stellt auch ein zentrales Thema im Bewegungskontext queerer Räume dar und wird dort mit aktuellen Debatten im Feld verknüpft. In meinen Untersuchungen queerer Räume zeigt sich die Verzahnung von Identitätspolitik und Handlungsfähigkeit beispielsweise in der Diskussion um Rassismus und Privilegien, denn dabei wird die Frage nach Handlungsfähigkeit (z. B.: »Was kann gegen rassistische Strukturen getan werden, wenn wir doch innerhalb dieser Strukturen hervorgebracht werden?«) zusammen mit der Frage nach Kollektivität und entsprechenden Exklusionseffekten verhandelt (z. B.: »Welche Ausschlüsse passieren durch bestimmte Zusammenschlüsse?«). Die Subjektkritik zeigte sich in der Rassismuskonversation während der Erhebung 2014–2017 in queeren Räumen besonders im Anspruch, sich der eigenen Situiertheit bewusst zu werden, also auf welche Weise das Selbst privilegiert ist.²⁴ In dieser Forderung leuchtet die Dezentrierung des Subjekts auf, denn in den Blick wird die Facettenhaftigkeit des Subjekts genommen. Eine subjektkritische Perspektive wird nicht nur von (queer-)feministischer Seite formuliert, sondern steht aktuell auch in Diskussionen um Rassismus, Critical Whiteness und Privilegien im Zentrum.

1.2 Den Blick auf Praktiken richten

Der Fokus dieser Arbeit auf Praktiken leitet sich ab aus dem zugrundeliegenden theoretischen Rahmen: erstens, darin Handlungsfähigkeit jenseits des autonomen Subjekts zu suchen und zweitens, hierarchisierende Dualitäten, durch welche soziale Ungleichheit legitimiert wird, nicht reproduzieren zu wollen. Darüber hinaus ergibt sich dieser Fokus drittens aus der im vorangegangenen Abschnitt aufgegriffenen Identitätskritik. Den Blick auf Praktiken zu richten, kann den Horizont öffnen für ein Hinterfragen der Rolle von Subjekten, hierarchisierter Dualität und Identität in Bezug auf die Analyse von Handlungsfähigkeit. Wie sich gezeigt hat, lassen sich mit diesem Blick Transformationsprozesse und zugleich Widersprüche von Identitätspolitiken erkennen, was sich für die Frage nach Handlungsfähigkeit mit transformativem Potenzial in queeren Räumen als äußerst brisant erweist.

1.2.1 Praktiken als Scharnier

Die Kritik am binären Denken der westlichen Philosophie und die sich daraus ableitende Forschungsperspektive führt zur Betrachtung der Subjekte und ihrer Praktiken, insbesondere wenn Praktiken als Scharnier zwischen Subjekt und sozialer Welt oder auch zwischen individuellem und kollektivem Wissen der Subjekte gefasst werden (vgl. Bourdieu 1979; Schuster 2010: 181; Hörning/Reuter 2004: 13). Dem folgend geht diese Arbeit von einer sich gegenseitig bedingenden Beziehung zwischen Subjekt und Welt aus. So versteht

24 Sebastian Scheele analysiert den Privilegiendiskurs genauer und zeigt, dass er auf epistemologischer Weise subjektkritisch ist, auf ethischer Weise jedoch subjektzentriert, also prä-subjektkritisch argumentiert (vgl. Scheele 2013). Der Privilegiendiskurs ist eine gegenwärtige feministische und antirassistische Diskussion mit Ziel der Bewusstseins- und Verhaltensänderung privilegierter – also v. a. weißer Personen (vgl. Aleksander 2013: 21).

Bourdieu Praxis als die vermittelnde Instanz, in der sich soziale Strukturen materialisieren; durch Praxis werden aber immer auch zugleich diese Strukturen (re-)produziert (vgl. Bourdieu 1979). Die Dualität von Subjekt und Welt kann letztendlich nur eine theoretische sein, wenn Praktiken im Sinne Bourdieus als Tätigkeiten verstanden werden, in welchen Wissen (als Habitus) inkorporiert ist und die stets praktisch und körperlich sind. Daran anschließend (jedoch weiter und offener als Bourdieu) fasse ich **Praktiken als Aktivität des Tuns und Sagens**, was Theodore Schatzki treffend als »a temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings« bezeichnet (Schatzki 1996: 89). Sprechen gehört ebenso dazu wie Handlungen. Ich verstehe Praxis als Überbegriff des praktischen Vollzugs sozialer Strukturen in körperlichen und sprachlichen Bewegungen, kurz: Praxis ist praktisches Tun.²⁵ Eine Praktik ist dann als konkrete Form von Aktivität und Art des Handelns zu verstehen und hat eine_n konkrete_n Träger_in. Zwar stellt der Praxisbegriff das gewohnheitsmäßige, verkörperte Handeln in den Vordergrund (im Gegensatz zum Verhalten, zur Reaktion oder zur Handlung), doch entscheidend ist, dass Praktiken hier nicht allein als routiniert verstanden werden. Vergangenheit artikuliert sich praktisch stets neu im Ereignis, so dass Praktiken in ständiger Veränderung begriffen sind. Damit sind Praktiken folglich regelhaft und kreativ zugleich (vgl. Schuster 2010: 181), sie verändern sich in unterschiedlichen Deutungsfeldern und haben Potenziale einer »konditionierten und bedingten Freiheit« (Bourdieu 1993: 103). Praktiken sind zwar körperlich und stets auf die soziale Welt gerichtet, doch zugleich ermöglicht ihr Vollzug Neues und neue Konstellationen von Bekanntem (vgl. Bourdieu 2001: 302; Völker 2013: 153).

Praktiken sind in diesem Sinne Ausdruck von inkorporiertem und kollektivem Wissen und haben folglich nicht nur individuelle, sondern ebenso soziale bzw. kollektive Dimensionen. Subjekte, ihre Praktiken und die Welt stehen stets in bestimmten Verhältnissen zueinander, so dass einzelne Elemente sich gegenseitig durch die Beziehung zueinander charakterisieren und die Entschlüsselung bestimmter Logiken erst durch die Analyse der Relationen gelingen kann (was beispielsweise Bourdieu mit seiner Feldtheorie vornimmt). Susanne Völker beschreibt Praxis daher auch als Ort des Zusammentreffens von Subjekt und Welt, deren Beobachtung sie insbesondere für die Analyse von Transformationen als gewinnbringend erachtet:

»Beim Aufbrechen und der Prekarisierung von sozialen (Teil-)Räumen und Strukturen kommt der Praxis der Akteur_innen, dem *Wie* sie diese Phänomene leben, eine performative, d.h. eine strukturschaffende Kraft zu. Die Praxis ist der privilegierte Ort, an dem sich das Soziale ereignet. [...] *Die Praxis ist der (körperliche) Ort, an dem die (Nicht-)Übereinstimmung von Erwartungen der Einzelnen einerseits und dem Lauf der Welt andererseits agiert, ausgetragen wird.*« (Herv. i. O., vgl. Völker 2013: 152f.)

Mit Völkers Lesart von Bourdieu lässt sich Praxis als entscheidend für Transformationen sozialer Strukturen fassen, so dass die Suche nach Handlungsfähigkeit, die transformatives Potenzial trägt, hier mit dem Fokus auf Praktiken beschränkt wird. Praxis ist niemals statisch, sondern immer schaffend und kreativ, denn sie muss stets an die Situati-

25 Siehe zur Unterscheidung von Praxis und Praktiken auch Hirschauer (2017: 91–96). Siehe zu praxistheoretischen Ansätzen und Praxeologie in der Geschlechterforschung Völker (2019).

on angepasst werden (vgl. Hörning/Reuter 2006: 114; Schuster 2010: 181; Völker 2013: 154). Dieser Arbeit liegt folglich kein Verständnis von Praxis allein als routinierte, wiederkehrende Handlung zugrunde, sondern der Blick wird auf die Öffnungen und das kreative Moment im Handeln gerichtet.

Praxis kann weder auf zielgerichtetes Handeln noch auf ein schematisch-reproduzierendes Verhalten verkürzt werden, so dass Karl Hörning und Julia Reuter auch von sozialen Praktiken als ein »Mithandeln mit Anderen« sprechen (Hörning/Reuter 2006: 115). Dieser Sichtweise schließe ich mich an. Hierbei beziehen sich »die Anderen« nicht allein auf Menschen, da Praktiken stets im Netzwerk mit anderen Subjekten, Artefakten, Erfahrungen usw. entstehen. Hörning und Reuter veranschaulichen dies am Beispiel von Stühlen, die jeder_m Einzelnen im Raum einen festen Platz zuweisen und damit auch das Verhältnis der anwesenden Subjekte zueinander, ihre Praktiken zu sitzen, zu kommunizieren oder auch der Gemeinschaftsbildung beeinflussen können (vgl. Hörning/Reuter 2006: 115). Mit einer neu-materialistischen Betrachtungsweise geht in diesem Beispiel zudem der Einbezug der Rolle von Raumdesign, die Materialität der Sitzgelegenheiten und der anwesenden Körper in die Analyse ein. Laden Sofas zum Wohlfühlen ein, handelt es sich um harte Holzstühle, wie sind diese im Raum angeordnet? So können Artefakte als Stabilisatoren sozialer Ordnungen dienen, denn »[g]erade Alltagsgegenstände fungieren als ein soziales Gedächtnis, als Anhaltspunkte für die gewohnten Handlungsabläufe, Wege und Rhythmen. Dabei wird in der Praxis aber immer nur ein bestimmter Teil dieses Gedächtnisses reaktiviert, das meist eng mit den Notwendigkeiten des aktuellen Handelns verknüpft ist« (Hörning/Reuter 2006: 115). Verschiedene Elemente wie Raum, Maschinen, Infrastruktur, Körper haben auf Erfahrungen, Arten der Kommunikation, Interpretationen und letztendlich auf die Praktiken der Subjekte Einfluss und wirken auf die Beziehung zwischen Materialität und Sozialität, so dass Körper und Dinge nicht getrennt von sozialen Praktiken bestehen: »Der Computer samt Maus und Tastatur, aber auch das Bild, das Bett, die Blumen, der Fön, das Auto, die bewirken, dass wir auf eine bestimmte Art und Weise denken und handeln, wenn wir sie betrachten oder berühren« (Hörning/Reuter 2006: 117). Praxis erschafft die soziale Welt, in der die Subjekte ein Teil sind, ein Teil eines immateriellen und materiellen Gefüges. Weder ist der Körper bloß eine passive Fläche, in der sich soziale Strukturen einschreiben, noch ist die materielle Welt handlungsleitend, sondern beide »misch[en] in den sozialen und kulturellen Prozessen der Wirklichkeitskonstruktion mit« (Hörning/Reuter 2006: 117).

Dass Wirklichkeit nicht vorsozial verstanden wird, sondern sich erst in der Praxis herstellt, betrifft nicht nur soziale Strukturen, sondern auch die Subjektconstitution. Diese wird hier mit Judith Butlers Prozess der Subjektivierung (bzw. Subjektivation oder Subjektwerdung) gefasst, die das Subjekt nicht als konsistente Entität voraussetzt, da es sich in der Praxis stets aufs Neue herstellt (vgl. Butler 2001, vgl. 2.2). Auch Vergeschlechtlichungsprozesse wie die Produktion von Zugehörigkeit zu bestimmten Milieus oder Klassen und Rassifizierungsprozesse finden demzufolge immerfort statt. Mit Candace West und Don Zimmermann kann daher von einem *doing gender* (vgl. West/Zimmerman 1987) gesprochen werden. Sie weisen darauf hin, dass Geschlecht nicht natürlich gegeben ist – es stellt sich vielmehr im Prozess des Handelns her und benötigt die permanente Arbeit, die vergeschlechtlichte Performance. Dieses Konzept erweitern Candace West und Sarah Fenstermaker in einem späteren Text um ein *doing class* und

doing race, bezeichnen auch diese als »ongoing interactional accomplishment« (West/Fenstermaker 1995: 9) und fassen folglich *gender*, *class* und *race* als drei Mechanismen, die soziale Ungleichheit produzieren und stets simultan erfahren werden: »[G]ender, class and race operate simultaneously with one another.« (West/Fenstermaker 1995: 19) Mit Butlers Verständnis der Subjektivation wird das Subjekt von Geschlechts-, »Rasse«-, Klasse-, ablistischen und anderen Normen angerufen und konstituiert sich immer wieder neu durch die (Re-)Artikulation derselben. Anna Petran schließt daran an, wenn sie mit Bezug auf Paula-Irena Villa das Verhältnis von Körper, Praxis, Subjekt und Normen folgendermaßen formuliert:

»[D]ie vom Diskurs erzwungene permanente körperliche Inszenierung der eigenen Intelligibilität und Handlungsfähigkeit verläuft [...] durch körperliche Nachahmung diskursiv erzeugter Normen. Im Anschluss daran lässt sich sagen, dass Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht die Bezugnahme auf diskursive Ordnungen in Form mimetischer Körperpraktiken voraussetzt. Erst durch das körperliche Zitieren diskursiver Normen können Personen in ihrer Welt mitspielen.« (Petran 2012: 72)

Das Subjekt tritt damit immer schon als ein geschlechtliches, rassifiziertes usw. in Erscheinung und ist dennoch niemals als solches fertig, was bedeutet, dass sich auch Vergeschlechtlichungs-, Rassifizierungs- und Klassifizierungsprozesse stets im Herstellungsprozess befinden. Zugleich ist das körperliche Performen oder auch Nachahmen von Normen, die die diskursive Ordnung widerspiegeln, die Voraussetzung, unter der das Subjekt existieren kann. Petrans Zitat verweist darauf, dass erst in der Situation Handlungsfähigkeit entstehen kann, wenn körperlich Bezug auf Normen genommen wird. Im Zitieren von Normen – was mit Butler niemals genau das gleiche Zitat sein kann, da es kein Original gibt (vgl. Butler 1993) – und vor allem im darin möglichen Verschieben von Normen sieht Butler schließlich das Potenzial von Handlungsfähigkeit. Da Macht- und Differenzierungsmechanismen wie *class*, *race* und *gender* eng mit Normen und der sozialen Ordnung verzahnt sind und als praxisleitend verstanden werden können, kann die Betrachtung von Praktiken Aufschluss über die Produktion von Handlungsfähigkeit geben, die nicht von der Wirkweise von Normen zu trennen ist. Insbesondere da diese verschiedenen, sich überschneidenden und bedingenden Differenzierungsmechanismen in die Analyse miteingehen, ist die Betrachtung von Praktiken notwendig. An späterer Stelle wird das Verständnis von Handlungsfähigkeit, auf das ich mich beziehe, näher ausgeführt (siehe 2.3).

Eine genauere Betrachtung von Praxis kommt darüber hinaus nicht umhin, Affekte (vgl. 2.6) einzubeziehen, da sie – wenn auch oftmals unbeachtet – jede Form von Praxis durchdringen und daher davon ausgegangen werden kann, dass auch Affekte Einfluss auf Handlungen haben (vgl. exemplarisch Clough 2007; Ahmed 2014; Bargetz/Sauer 2010). Für die nähere Analyse der Zusammenhänge von Affekten, sozialen Strukturen, Praktiken und Artefakten kann die Betrachtung von Praktiken als ein wichtiges Werkzeug angesehen werden. Feministische Affekttheorien verstehen Affekte daher als konstitutiv für »individual and collective bodies« und die soziale Ordnung (vgl. Ahmed 2014: 1). Soziale und affektive Ordnungen und Strukturen (re-)produzieren sich über Praktiken (vgl. Reckwitz 2015: 31; exemplarisch Ahmed 2014; Berlant 2011). Praktiken, soziale Strukturen, Artefakte, Räume, Körper usw. sind folglich nicht affektneutral. Es gilt her-

auszuarbeiten, zu welchem Grad oder auf welche Weise sie affektiv aufgeladen sind und welche Rolle sie schließlich für Handlungsfähigkeit spielen. Affekte verbinden Subjekte und die Welt und bekommen daher insbesondere vor dem Hintergrund der Überwindung dualistischen Denkens eine große Bedeutung.

1.2.2 Identitätskritik

Die vorliegende Arbeit fragt in erster Linie nicht nach dem Warum, also dem Sinn von Praktiken (auch wenn dies bei der Interpretation relevant ist), sondern der Fokus liegt auf den Praktiken selbst, auf dem Wie. Diese Notwendigkeit ergibt sich nicht allein aus der Betrachtung von Praktiken, sondern auch daraus, einer möglichen Exotisierung queerer Körper und Identitäten keinen Vorschub zu leisten. Insbesondere wenn Körper und Identitäten jenseits der hegemonialen Norm wissenschaftlich betrachtet werden, kommt es zu schnell zur (Re-)Produktion des sogenannten Anderen und des Außens. Zwar ist fraglich, ob einer solchen (Re-)Produktion überhaupt entgegen werden kann. Sicher ist jedoch, dass ihr durch die Fokussierung der Praktiken zumindest weniger Vorschub geleistet wird. Zudem versucht diese Arbeit, ähnlich gelagerten Fallstricken von Identitätspolitik zu entgehen, indem auch in der wissenschaftlichen Methodik Identität in den Hintergrund gerückt und sich auf das Tun der Subjekte fokussiert wird (vgl. Hark 2013). Dieser Versuch äußert sich bereits im Titel der vorliegenden Arbeit, denn es sind nicht queere Menschen oder Identitäten, sondern queere Räume, die hier im Vordergrund stehen.

Da hierbei Identität dennoch einen sehr wichtigen Faktor darstellt und auch immer wieder eine zentrale Rolle bei der Betrachtung von Praktiken einnimmt, geht es insbesondere darum, die entstehenden Ambivalenzen und Widersprüche herauszuarbeiten, die sich aus den Spannungen einer Kritik an Identitätspolitik und der politischen Arbeit mit Identitäten ergeben. An dieser Stelle sei insbesondere auf diese auftretende Widersprüchlichkeit hingewiesen, da sich während der Studie gezeigt hat, dass im betrachteten Feld eine solche Oszillation zwischen Identitätskritik und einem Sich-auf-Identität-Berufen bzw. einem strategischen Einsetzen von Identität stattfindet. Dies deutet auf den Einfluss von poststrukturalistischen bzw. queeren Theorien auf den temporären politischen Aktivismus der betrachteten queeren Räume hin, d.h., es lässt das Zusammenspiel von Theorie und Praxis in queeren Räumen deutlich werden. Alexandra Ommert (2016) spricht in ihrer Studie zum Ladyfest-Aktivismus davon, dass eine Besonderheit von queer-feministischem²⁶ Aktivismus darin besteht, dass Aktivist_innen akademische bzw. theoretische Debatten verfolgen und »ihren Aktivismus dazu ins Verhältnis setzen und reflektieren« (Ommert 2016: 15). Mit Ommerts Konzentration auf Ein- und Ausschlüsse und Grenzziehungen in diesem Feld, welches viele Schnittpunkte mit den

26 Diese Arbeit versteht Queer-Feminismus wie Ommert (2016: 19ff.) als ein Hinterfragen von Heteronormativitäten sowie von Naturalisierungen und Normalisierungen von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität. Hierzu gehört es, Referenzkategorien (z.B. »die Frauen«) zu problematisieren und deren Konstruktionsprozesse anzuviesieren. Das Hinterfragen von eigenem Denken und normativen Grundlagen gehört hier ebenfalls dazu, so dass sich Queer-Feminismus als selbstreflexive und kritische Wissenschaft positioniert.

hier betrachteten Räumen aufweist, benennt sie ein beim Ladyfest-Aktivismus entstehendes Dilemma. Einerseits werden in diesem Feld eindeutige Grenzen (z. B. von Teilhabe) gezogen, andererseits zeigt sich hierbei, dass genau diese Grenzziehungen hart umstritten sind (vgl. Ommert 2016: 15f.). Zugleich erkennt Ommert in diesem Dilemma jedoch auch eine produktive Kraft, da die Grenzziehungen stets austariert werden müssen und daher eine bewegliche Basis für Bündnispolitik bieten.

Dies zeigt auch, dass Identitätspolitik²⁷ in einer steten Rückkopplung von Theorie und Praxis, d. h. von Wissenschaft und Aktivismus stehen. Solche Auseinandersetzungen führen folglich durchaus zu Spannungen und oftmals zum Oszillieren zwischen Identitätskritik und strategischem Einsetzen von Identität. Wie Ommert legt beispielsweise auch Isabell Lorey eine solche Interpretation nahe, wenn sie hierin durchaus produktives Potenzial verortet:

»In diesem Sinne geht es nicht um die Frage, ob ein Bezug auf Frauen mit einer dekonstruierten Identitätspolitik noch möglich ist. Das hieße, das Verhältnis von Theorie und Praxis weiterhin als Repräsentationsverhältnis zu betrachten: Die konkreten Frauen existieren, bevor in theoretischen oder politischen Überlegungen Bezug genommen wird, bevor sie repräsentiert werden. Mit einer solchen Perspektive bleiben die produktiven Momente eines Sprechens-über und die komplexen Konstitutionspraktiken, durch die Frauen zu Frauen werden, unberücksichtigt.« (Lorey 1998: 97)

Lorey verweist damit darauf, dass es nicht mehr um die Frage geht, ob Identitätspolitik hinsichtlich der Repräsentationslogik noch möglich ist, wie das im überwiegend amerikanischen, feministischen Diskurs der 1990er Jahre (vgl. Benhabib 1993) und im deutschen schließlich in den 2000er Jahren zentral war. Vielmehr haben sich seitdem bereits mannigfaltige widerständige Aktivismen entwickelt, die identitätspolitische wie auch identitätskritische Praktiken nebeneinander stellen oder von ebenjener Widersprüchlichkeit durchdrungen sind. Zwar geht es in der vorliegenden Arbeit nicht um die Frage nach den »Konstitutionspraktiken, durch die Frauen zu Frauen werden«, jedoch sollen – wie von Lorey gefordert – ebenjene produktiven Momente, die sich aus den Widersprüchen und Ambivalenzen ergeben, herausgearbeitet werden. Dass im aktuellen feministischen Aktivismus identitätspolitische wie auch identitätskritische Praktiken zu finden sind, zeigt Melanie Groß in ihrer Studie *Widerstand und Geschlecht* (2008) und unterscheidet hierbei zwischen 1.) post-feministischen, 2.) queer-feministischen und 3.) linksradikalen Widerständen, die sich vor allem 1.) gegen Normativitäten, 2.) gegen Zuschreibungen und 3.) gegen Wirkmächtigkeiten richten und sich damit gegen unterschiedliche Wirkungsweisen von Macht stellen. Auch Groß erkennt in diesem Nebeneinander verschiedener Ansätze – die sich teilweise mit Identitätspolitik identifizieren oder aber diese kritisieren, d. h. die sich zum Teil auf theoretischer Ebene widersprechen – eine besondere Stärke sozialer Bewegungen. Umso wichtiger erscheint es, nicht Identitäten an sich, sondern Praktiken zu betrachten – ohne hierbei jedoch die Relevanz von Identitäten außen vor zu lassen – und danach zu fragen, wie produktive Momente entstehen. Hierfür bietet sich insbesondere die Analyse von Praktiken an.

27 Siehe zu Identitätspolitik und Auseinandersetzungen darüber 2.5.